

Das tapfere Schneiderlein

diaphanes
broschur

Éric Chevillard

Das tapfere Schneiderlein

Aus dem Französischen von
Anne Weber

diaphanes

Vorrede

Ja, es ist tatsächlich die berühmte Geschichte vom tapferen Schneiderlein, wie sie die Brüder Grimm 1812 in ihre erste Sammlung vollkommen aberwitziger Volksmärchen aufgenommen haben; die meisten davon hatten sie der alten Magd ihres Apothekerfreundes Wild zu verdanken, einer schwatzhaften und kindischen Alten, Marie ihres Namens, die alles breitwalzen musste wie die Alte Welt in der Neuen, sowie ein paar müßigen Kasseler Witwen, Dorothea Viehmann und den Schwestern Hassenpflug, um nur diese drei Hysterikerinnen zu nennen, und anderen, mehr oder weniger ergänzenden oder widersprüchlichen Quellen. Es ist tatsächlich diese Geschichte, auf unklare Weise hervorgebracht von Generationen von Schönrednern, die nur beim Trinken still waren, von Familienmüttern mithilfe von Rosenwasser und Hackmesser retuschiert für kleine Mädchen und Jungen, die sie ihrerseits irgendwie im Traum weitererzählten, am Ende also im Flug erhascht und für den Druck zurechtgemacht von Jacob und Wilhelm Grimm – während die drei übrigen Brüder vermutlich die Luft im Land schnuppernten – und schließlich von Neuem allen möglichen grobschlächtigen, ungenauen und häufig dümmlichen Verwandlungen und Bearbeitungen ausgesetzt, eine vorzügliche Geschichte wahrscheinlich, die aber letztlich von Anfang an daran krankt, keinen Autor zu haben: Es ist nicht zu spät, ihr einen zu verschaffen.

Und das werde ich sein.

Meine Dienstgrade sprechen für mich. Ich würde so weit gehen, zu sagen, dass sie einer Ernennung gleichkommen. In der Tat glaube ich, meine Kompetenz in der Materie genügend unter Beweis gestellt zu haben, um mich befugt zu fühlen, den unbesetzten Platz, ohne mich länger bitten zu lassen, einzunehmen.

Im Übrigen wäre es richtiger zu sagen, dass ich mich aufopfere, indem ich diese Arbeit annehme. Eine denkbar undankbare Aufgabe, werde ich doch die Ereignisse dieses allzu einfach gestrickten Märchens, das man bitte nicht mit frisch meinem Hirn entsprungenen Originalerzeugnissen vergleichen möge, eines nach dem anderen in ihrer einfältigen Abfolge und langweiligen Verschachtelung wiedergeben.

Ich erfinde diesmal nichts. Ich erbe einen alten Traum. Er ist mir eine Last. Mir fällt es zu, die Verantwortung und damit die Autorenschaft für dieses Gemeinschaftswerk zu beanspruchen. Die Zeit ist gekommen, meinen Schattenmitarbeitern zu kündigen.

Die Volksfantasie versiegt nicht, niemals würde ich etwas anderes behaupten. Gerne wiederhole ich es hier sogar ausdrücklich. Die Volksfantasie versiegt nicht. Wie könnte eine Klebstoffquelle versiegen? Einige archetypische Figuren sitzen in dieser Falle, in groteske Posen gebannt, die aber den an sie gestellten Erwartungen entsprechen, und unterhalten untereinander vorhersehbare Beziehungen, die in Wahrheit, angesichts der geringen Kombinations- und Austauschmöglichkeiten in dieser zähen Klebemasse, recht beschränkt sind.

So frisst das Ungeheuer das Kind auf oder nicht.

Wenn er es frisst, schluckt er es entweder in einem Bissen, oder er behält etwas für den nächsten Tag übrig.

Die Alternativen, die sich ihm bieten, sind schnell erforscht. Das Ungeheuer tut schlecht daran, seinen Appetit zu zügeln und Vorräte anzulegen, denn wie wir wissen, werden sich der Jüngling und die Jungfrau, die einander in all diesen Geschichten hinterherlaufen, kaum, dass die Verbindung hergestellt ist, nur noch einer im anderen bewegen. *Und sie heirateten und hatten viele Kinder.* Seine Frischfleischentnahmen sind nichts anderes, als was der Demograph und der Jäger einmütig eine notwendige Regulation der Bestände nennen (ohne welche die am Ende der Märchen registrierte Geburtenexplosion unweigerlich eines jener schlimmen Ungleichgewichte schüfe, die die Natur dazu veranlassen, sich über ihre am besten eingespielten Gesetze hinwegzusetzen, um die Schar von Bälgern zu ernähren, für die sie plötzlich die Verantwortung hat, und dieser zum Beispiel zum Mittagstisch Jäger-, Demographen- oder Ungeheuerfleisch zu servieren).

Vielleicht hätte man lieber ein neues Werk gelesen, ebenso originell wie meine bisherigen Bücher, das kann ich verstehen, und es grämt mich, ein langes Warten zu enttäuschen, von dem ich leicht errahnen kann, wie hart und gar in mancherlei Hinsicht schmerzlich es gewesen sein muss (einige meiner Leser sind während dieser langen Monate verstorben, angeblich von bösartigen Krebsgeschwüren oder von vermeintlichen Herzkreislauf-Erkrankungen dahingerafft: Tun wir so, als glaubten

wir diesen absurden offiziellen Versionen, wenn das der ausdrückliche Wille der Hinterbliebenen ist), doch da wir uns nun einmal entschließen müssen, diese Geschichte zu lesen, und die Konkurrenz keinen ernsthaften Gegenvorschlag macht, so werden wir vielleicht einiges Vergnügen daran finden, die Irrungen jenes Wichts zu verfolgen, den sie zum Helden hat. Er besitzt Dreistigkeit und Tatendrang, zwei Eigenschaften, die selten miteinander vereinbar sind: Man betrachte das Rindvieh, das sich voller Dreistigkeit breit auf seine möbelartigen Beine stützt, wie es ihm an Tatendrang fehlt, und man betrachte auf derselben Wiese den Schmetterling voller Tatendrang, der, bald hier, bald da, von einer Blüte zur anderen flattert, wie es ihm an Dreistigkeit fehlt! Und wo diese zwei Eigenschaften seltenerweise zusammentreffen, bei den Raubkatzen, den Fröschen, da bekämpfen sie sich, bald gewinnt die eine, bald die andere die Oberhand, doch verschmelzen sie nie zu einer einzigen Kraft, die in der Lage wäre, der Welt zu trotzen, sieht den Frosch auf seiner Seerose, voller Dreistigkeit, aber ohne jeden Tatendrang, dann erschreckt ihn plötzlich etwas oder jemand, der wohl nur ich sein kann, er springt, entspannt sich schlagartig, ja, welche Energie auf einmal, welcher Tatendrang, und er plumpst ins Wasser wie ein Stein, technisch ist der Kopfsprung danebengegangen, schlechte Note in Dreistigkeit, während das tapfere Schneiderlein beides ist, Tatendrang und Dreistigkeit, wartet nur ab, bis ihr ihn in Aktion seht.

Es ist tatsächlich die berühmte Geschichte, wie wir sie bereits kennen. Als Kinder haben wir sie gelesen, illustriert von einem Zeichner, der vermutlich überzeugt war, auf die Welt gekommen zu sein, um das Verhältnis zwischen dem Violett und dem Grün wieder einzurenken, worum er sich Seite um Seite bemüht, doch gelingt es ihm bloß, die beiden noch mehr miteinander zu verfeinden und den Ekel, den der jeweils andere in ihnen erweckt, derart zu steigern, dass sie sich pausenlos übergeben und einander mit ihrem Erbrochenen bedecken.

Jeder kennt die Geschichte. Geben wir es zu: Einige unter uns haben die Nase gestrichen voll von ihr, wir können nicht mehr. Ich wage zu hoffen, dass niemand die Absicht hat, sie uns noch einmal aufzutischen. Die Kindheit liegt hinter uns, mitsamt ihren faden Fantasien. Wir wollen leben.

Übrigens hätte ich ebenso gut eine andere aussuchen können, *Die Bremer Stadtmusikanten*, *Das singende, springende Löwen-eckerchen*, *Der Teufel und seine Großmutter* oder *Einäuglein*, *Zweiäuglein*, *Dreiäuglein*, unter all den Märchen, die uns von Grimm und Grimm zugetragen wurden, jenen unermüdlichen Sammlern, die gewissenhaft auf dem Papier die Erzählungen der zittrigen Witwen festhielten wie in einem Spiegel, während ihre drei Brüder auf den umliegenden Fluren mit ihren Spazierstöcken die Disteln köpften, nehme ich an, oder, warum nicht, *Hans mein Igel*, die rührselige Geschichte eines reichen Bauernpaares, das eine Viehherde besaß, so gewaltig wie die dazugehörigen Ländereien, die so weit reichten, dass man von den Nachbarfeldern die Erdkrümmung erkennen konnte, das

aber ohne Nachkommen war, fragen Sie mich nicht, ob es nun an ihm lag oder an ihr, und sich darüber sehr grämte – ihre Klagen waren an allen vier Enden ihrer weiten Ebenen zu hören, und wenn es auch eher das Muhen und Meckern des Viehs war, so war es doch ihr ureigener Schmerz, der sich derart ausdrückte, in dieser rauen, verzweifelten Tonlage –, umso mehr, als sich die Dorfbewohner ununterbrochen über ihr Unglück lustig machten, ihre Unfruchtbarkeit war Gegenstand tausend grausamer und demütigender Spötteleien, und so gesehen muss man froh sein, dass sie keine Kinder hatten, denn diese hätten von früh bis spät das Gewitzel ihrer Kameraden zu hören bekommen, der Widerhall des bösen Geredes und Gelächters hinter den Türen wäre bis an ihr Ohr gedrungen. Sodass eines Tages der beschämte Bauer die Faust zum Himmel hob – zu einem zum Bersten gespannten Himmel, der seine Weiden und Äcker kaum bedecken konnte – und den Wunsch ausstieß, ein Kind zu haben, gleich welches, aber ein Kind, ein abscheuliches seinetwegen oder ein schwachsinniges, aber ein kindliches Kind, das war das einzig Zwingende, ein zur Welt kommendes Kind, ein Sohn, sei es auch ein Igel, fügte er seltsamerweise hinzu. Endlich wurde er erhört. Und seine Frau gebar wenig später ein Geschöpf, das von der Taille bis zum Kopf einem Igel glich, jedoch mit zwei Beinen und einer menschlichen Intelligenz ausgestattet war und mit dem sie nicht ohne Schmerzen und Entsetzen niederkam. Sie legte den abscheulichen Säugling an ihre zweifach weiße und zarte Brust, ließ aber bald wieder davon ab, ihn stillen zu wollen, und ver-

barg ihren zerstochnen Busen fürderhin in den Falten ihrer Bluse. Das Neugeborene wurde auf den Namen Hans mein Igel getauft, nennen wir das Kind beim Namen, übrigens dachte man daran, es zu ersäufen. Es wurde in eine Kiste mit Streu gebettet, unweit des Hofhunds. Man wünschte ihm sehnlichst den Tod. Es lebte. Es wuchs. Eines Tages brachte ihm sein Vater aus der Stadt einen Dudelsack mit. Das war zu viel. Hans mein Igel ließ den Hahn beschlagen, der ihm als Reittier diente, und wanderte mit einigen Eseln und Schweinen in den fernen Wald aus. Dort hockte er sich auf einen Baum, wo er mehrere Jahre mit Dudelsackblasen verbrachte, während seine freilau-fenden Tiere sich auf der Waldlichtung mehrten. Dann kam ein König vorbei, der sich weitab von seinem Königreich verirrt hatte. Hans mein Igel war so gut, ihm den Weg zu zeigen, unter der Bedingung, dass der König ihm das erste lebendige Ge-schöpf überließe, das er auf seinen Ländereien anträfe. Der König gestand alles zu, wobei er sich fest vornahm, sein Ver-sprechen nicht zu halten, denn seine Seele war so schwarz wie seine Krone es nicht war, und dank der genauen Beschreibun-gen von Hans mein Igel war er bald wieder zuhause und glück-lich, seine Tochter wiederzufinden, die als erstes der auf seinen Ländereien lebenden Geschöpfe ihm entgegeneilte – Vater, Vater, was habt Ihr mir mitgebracht von Eurer langen Reise? Dreizehn Monde später kam ein anderer verirrter König in Hans mein Igels Wald vorbei, solche lustigen Zufälle gesche-hen viel öfter als man denkt im Leben. Man muss nur wachsam genug sein, um sie zu überraschen. Doch dieser König hatte

ein Herz, das so rein war wie das Quellwasser, in dem die Sonne spielt und das Rehkitz trinkt und das man lang genug gekocht hat, und er erklärte sich ehrlich einverstanden mit Hans mein Igels Bedingungen, die im Übrigen nichts Übertriebenes an sich hatten, müssen wir daran erinnern, dass unser mit einer seltenen Unförmigkeit geschlagene Held seit Jahren auf einem Baum lebte und als einzige Gefährten Esel und Schweine hatte und einen Hahn, der sich für ein Pferd hielt? Der gute König war bald wieder zuhause, glücklich, seine Tochter wiederzufinden, die ihm unter den auf seinen Ländereien lebenden Geschöpfen als erstes entgegeneilte – Vater, Vater, wie ich mich nach Euch gesehnt habe! Da verließ Hans mein Igel seinen Wald. Zuerst kehrte er zu seinen Eltern zurück, seine mittlerweile beträchtliche Herde vor sich her treibend. Sein Vater verzog das Gesicht, als er ihn wiederauftauchen sah – Wir dachten, du seist tot, mein Sohn. Die Tiere wurden geschlachtet und zerlegt, die zusammengelaufenen Dorfbewohner verschlangen das Fleisch mit bestem Appetit, die einen roh, die anderen gebraten, und auch die Reste gingen nicht verloren, man hängte schwere Schinken und Eselwurst an die Querbalken der Kamine für die kommenden Generationen, und Hans mein Igel, nachdem er sein Reittier neu hatte beschlagen lassen, ließ die Grilldämpfe hinter sich und steuerte das erste Königreich an, um sich dort zu holen, was ihm zustand. Leider hatte der hinterhältige Herrscher den Befehl ausgegeben, jeden in sein Land eindringenden Fremden, der halb als Mensch, halb als Igel in Erscheinung träte und auf einem Hahn

ritte, zu töten, was jedes Versehen unwahrscheinlich machte und trotzdem einen zu eilfertigen Soldaten nicht daran hinderte, seine Lanze einem Zwitterwesen zwischen Mensch und Feldmaus ins Herz zu stoßen, weiterhin einen Elstermenschen zu köpfen, der hoch zu Otter unterwegs war, und schließlich eine Menschenkrabbe niederzumachen, die beim Wandern ihrer Sau ins Ohr sumnte, sodass am Ende niemand mehr ins Land einreiste, was der Berufsstand der Wirtsleute schwer zu spüren bekam. Schließlich erschien Hans mein Igel vor dem Soldaten, der ihm den Durchgang verwehren wollte. Sogleich flog der Hahn auf, drang durch ein Fenster in das Schloss ein und setzte seinen Reiter im Thronsaal ab, wo der König und seine Tochter gerade dabei waren, sich auf Kosten eines kleinwüchsigen Narren zu amüsieren. Hans mein Igel drohte beide zu töten, falls die Tochter das Versprechen ihres Vaters nicht einzuhalten gedächte. Der König bat sie folglich, flugs ihre Sachen zusammenzupacken und dem liebenswürdigen Gentleman zu folgen. Er schenkte dem jungen Paar eine sechsspännige Kutsche und einen Schatz aus Gold und Edelsteinen, dann nahm er Abschied von seiner Tochter. Als sie sich einige Meilen vom Schloss entfernt hatten, riss Hans mein Igel der Prinzessin ihr Kleid vom Leib und zerstach ihren weißen jungfräulichen Leib, bis von Kopf bis Fuß nur noch blutiges und gemartertes Fleisch übrig war, dann schickte er sie in Schmach und Schande zu ihrem Vater zurück. Entzückt über seinen Streich, spornte das schalkhafte Bürschchen daraufhin seinen Hahn an und war bald nur noch ein Punkt am Horizont, an

dem er im Begriff war, für immer zu verschwinden, als die Wache, die auf dem Bergfried des anderen Schlosses postiert war, ihn endlich erblickte und Alarm schlug. Als Hans mein Igel ankam, war alles schon längst bereit für seinen Empfang. Der König, gerührt, seinen Wohltäter wiederzutreffen, stellte ihn unverzüglich seiner Tochter vor, die rein war wie Quellwasser, sich aber nicht unter einen bemoosten Stein verkroch. Sie erschauerte, ohne ihre Verwirrung zu zeigen, als sie der Erscheinung Hans mein Igels gewahr wurde. Er hatte ihren Vater gerettet, er musste ein guter Mann sein. Sie zierte sich nicht, ihn zu heiraten und errötete nur aus Empfindsamkeit. Nach dem Ball allerdings, als es daran ging, sich ins Ehezimmer zurückzuziehen, konnte sie ihre Furcht nicht ganz bezwingen, hatte sie doch bisher nur die schlaffen Umarmungen ihres Beichtvaters gekannt, und nun ängstigte sie sich, die Stacheln des Ungeheuers könnten ihr bei lebendigem Leibe die Haut abziehen, ihr, die sie doch bisher nur die zeitlich wie räumlich beschränkten Penetrationen der mit ihrer Unterhaltung betrauten Zwerge kennengelernt hatte. Aber Hans mein Igel lächelte, sichtlich erregt von der Situation, und wies den König an, vier Wachen vor das Zimmer zu stellen, die sein Stachelkleid ergreifen sollten, sobald er es abgelegt haben würde, und es ins Feuer zu werfen, um dem Zauber ein Ende zu machen. So geschah es, und die Prinzessin erblickte plötzlich neben sich einen anmutigen jungen Mann von edler Erscheinung und lebenswürdigem Gesicht, ein bisschen dunkelhäutig zwar, aber sie rief den Schlossarzt, der ihm seinen milchweißen Teint

wieder zu beschaffen wusste und den widerlichen Geruch, den seine Aasfresserhaut noch für eine Weile verbreitete, in Parfüm ertränkte, sodass lediglich sein Mund noch für einige Tage ständig an das Verfaulte erinnerte, das sein Igelmagens nicht ohne Wehmut zu Ende verdaute. Doch es wäre unangebracht, hier auszubreiten, mit welchem Ungestüm die Prinzessin ihn jetzt umhalste und küsste und welche Spiele sie unter der Bettdecke spielten, sollen doch kleine Kinder einschlafen über diesem Wiegenlied, das ihnen ihre Großmütter vormurmeln, Großmütter, deren Falten sich leider jeden Tag tiefer eingraben, und die ohne zu zögern behaupten würde, dass es unsere Verderbtheit ist, die sie derart erbittert und zerknittert. Selbst König geworden, ließ Hans mein Igel seinen Vater zu sich kommen, der das Igelkind, das seine Frau geboren hatte, nicht wiedererkannte, dem es aber gelang, seine Enttäuschung zu verbergen, als ob der Titel eines Grafen, zwölftausend Morgen Land und ein rosafarbenes Backsteinschloss ihn für den Verlust seines trotz seiner Andersartigkeit zärtlich geliebten Sohnes hätte entschädigen können. Der König und die Königin mehrten sich ihrerseits, ihre Kinder kamen schön und wohlgeformt zur Welt, einzig vielleicht ein gewisser Appetit auf tote Mäuse und die leichte Neigung, sich, wenn der Winter kam, in einen spitzen Stachelpanzer gehüllt unter Laub zusammenzurollen, erinnerten noch dunkel an ihre Herkunft.

Von der Absurdität der Ausgangssituation, der angestregten Extravaganz der Sache einmal abgesehen, ist dieses Porträt eines Menschen als Igel eine gar armselige, traurige und vor

allem lächerliche Idee, genügt es doch nicht, unwahrscheinlich zu sein, um Märchenhaftes zu schaffen.

Besser halte ich mich an meine ursprüngliche Absicht. Das tapfere Schneiderlein wird der allseits bekannte Titel sein, der in meiner Bibliographie noch gefehlt hat. Mein Name sagt euch vielleicht nichts, werde ich den Hochmütigen, hämisch Grinsenden entgegen, aber wenn ich euch sage, dass ich der Verfasser des *Tapferen Schneiderleins* bin..., und ich werde ihnen dieses Buch vorhalten: Das wird ihnen das Maul stopfen und ihnen zugleich ordentlich die Nase putzen. Man besitze indessen die Liebenswürdigkeit zu glauben, dass dies nicht meine Hauptmotivation ist. Für die Ameisen bin ich bereits ein Gott, und es ist offensichtlich, dass ich keinerlei Stolz aus dieser Form des Ruhmes beziehe.

Dabei liegen sie mir alle zu Füßen.

Doch stelle ich fest, dass das tapfere Schneiderlein, in Ermangelung eines würdigen Gründungstextes, nicht zum Rang einer mythischen Figur aufgestiegen ist, wie Ödipus, Don Juan oder Faust und einige andere, die doch eher schlechtere Anlagen dazu besaßen.

Es ist der Gründungstext dieses Epos, dessen Bestimmung es ist, sich wie ein endloser Traum in der individuellen und kollektiven Fantasie auszubreiten, den ich, die hartnäckige Arbeit an meinem Werk unterbrechend, in aller Bescheidenheit beabsichtige der Welt zu schenken.